

Körper- und Geschlechterbilder im Jugendalter

Rendtorff, Barbara

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Rendtorff, B. (2008). Körper- und Geschlechterbilder im Jugendalter. In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Teilbd. 1 u. 2* (S. 1777-1785). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-152411>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Körper- und Geschlechterbilder im Jugendalter

Barbara Rendtorff

Mein Ausgangspunkt für die folgenden Überlegungen ist die These, dass die Geschlechtlichkeit des Körpers in einem großen Ausmaß die Problematik des Heranwachsens von weiblichen und männlichen Jugendlichen mitbestimmt (und in einem anderen Sinne, als das oftmals im jugendsoziologischen Diskurs gesehen wird), wobei die geschlechtstypischen Weisen individuellen Erlebens und die Positionierung der Geschlechter zueinander als Erscheinungsweisen der gesellschaftlichen und symbolischen Bedeutung von Geschlecht verstanden werden sollten.

Zunächst einmal liegt es auf der Hand, dass das Jugendalter in ganz besonderer Weise mit Geschlecht verknüpft ist: Zum einen individuell-lebensgeschichtlich, weil die biologische Entwicklung die Heranwachsenden mit der generativen Potenz ihres geschlechtlichen Körpers konfrontiert; zweitens in Bezug auf ihre Geschlechtsidentität, weil Weiblichkeit und Männlichkeit in besonderer Weise und sehr weitreichend mit Bildern und Zuschreibungen umgeben sind, denen sich die Jugendlichen konfrontiert sehen; und schließlich drittens mit ihrer Geschlechtsposition, weil diese kulturtypischen Ausgestaltungen von männlich und weiblich auch je unterschiedliche, relativ festgelegte gesellschaftliche Aufgabenfelder mit einschließen, die die Gesellschaft für sie bereithält.

Gleichzeitig ist auch für die Gesellschaft selbst das Jugendalter in ganz besonderer Weise mit Geschlecht verknüpft, sofern sie aus dem Interesse an der Generativität heraus auch am Funktionieren geschlechtlicher Arbeitsteilung interessiert sein muss, soweit diese die Versorgung der wiederum nächsten Generation absichert.

Die allgemeine gesellschaftliche Aufgabe der Generation der Adoleszenten besteht nun immer und für alle gleichermaßen darin, sich von der Elterngeneration abzulösen und diese um eine Position »weiter zu schieben« – und zwar ohne sie dabei zu zerstören oder aber selbst nur zu Erfüllungsgehilfen elterlicher Platzanweisung zu werden. Diese Aufgabe stellt sich aber nicht nur geschlechtstypisch unterschiedlich dar, sondern es muss auch vermutet (oder kann erwartet) werden, dass sie auch verschieden durchlebt und mit unterschiedlichem Ergebnis bearbeitet wird.

Nun ist im Zuge der jugendsoziologischen Debatten der letzten Jahre argumentiert worden, dass sich die Entwicklungsverläufe von Mädchen und Jungen weitgehend angeglichen hätten. Das gelte für alle allgemeinen Diagnosen wie die Indivi-

dualisierungstendenzen, Entstrukturierung und Destandardisierung des Jugendalters, für die Verlängerung des Adoleszenz-Moratoriums und die Bildungsteilhabe. Gleichzeitig konstatieren aber alle Jugendstudien ein, wie es meistens heißt, »Fortbestehen« gravierender geschlechtstypischer Unterschiede – wobei der Ausdruck »Fortbestehen« die Vorstellung unterstützt, da sei ein kleiner Rest stehen geblieben, gewissermaßen unberührt geblieben von dem ansonsten umfassenden Fortschritt, und zugleich die Erwartung anzeigt, dass dieser sich im erwartbaren Entwicklungsverlauf gewissermaßen von selbst erledigen werde. Dies ist allerdings eine gänzlich irreführende Vorstellung – sowohl hinsichtlich der Aufteilung in »bereits veränderte« und noch fortdauernde Anteile in den Geschlechterauffassungen als auch in Hinblick auf die (erwartete selbsttätige) Dynamik der Veränderungsprozesse, denn die persistente geschlechtliche Asymmetrie zeigt deutliche strukturelle Züge.

Betrachten wir deshalb zunächst kurz die geschlechtstypischen Unterschiede in Bezug auf gesellschaftliche Teilhabe:

(1) Die Unterschiedlichkeit der Bildungsverläufe hat sich in der Lebenszeit der Individuen um eine Etappe nach vorne verlagert. War noch in den 1960er Jahren der Übergang zur weiterführenden Schule die Hürde, die den Ausschluss vieler Mädchen von qualifizierten Berufsfeldern vorwegnahm, so ist es heute (wo Mädchen häufigere und bessere Abschlüsse weiterführender Schulen aufweisen als Jungen) die Fächerwahl in der Oberstufe, die Wahl des Studienfachs oder des Ausbildungsgangs: Nach wie vor gibt es eine enorme geschlechtstypische Segmentation des Ausbildungs- und Arbeitsmarktes, wobei sich bei einem Großteil der Frauenberufe eher überdurchschnittliche Einstiegsqualifikationen mit geringen Verwertungs-, Weiterbildungs- und Aufstiegschancen verbinden. Jungen gehen zudem häufiger in duale Ausbildung und Mädchen in berufsfachschulische, was sich ebenfalls nachteilig auf ihre Berufsaussichten auswirkt (vgl. z.B. Ostendorf 2001). In den Schriften der Bundesanstalt wird dies (zumindest in der Semantik) üblicherweise als Motivations- und Orientierungsschwäche der Mädchen selbst dargestellt.

Es zeichnet sich also noch keineswegs deutlich ab, dass die jungen Frauen ihren Bildungsvorteil künftig auch längerfristig ausbauen können. Selbstverständlich spielen dabei auch eine Reihe anderer Aspekte eine Rolle, wie die Wirkung geschlechtstypischer Strukturen von Selbstattribution usw., die an dieser Stelle nicht diskutiert werden können.

(2) Der zweite Bereich, der in allen Jugendstudien als geschlechtstypisch »persistent« auffällt, ist der Bereich der sozialen Verantwortung, Bindungsbezogenheit und Sorge. Die aktive Orientierung junger Frauen auf Familie und Beruf ist heute selbstverständlich und die Berufsorientierung ist bei Mädchen ebenso groß wie bei Jungen, aber die Doppelorientierung verschiebt sich bei den weiblichen Jugendlichen mit zunehmendem Alter zugunsten der Familienorientierung (zumindest aber einer zusätzlichen Orientierung auf und Verantwortung für die Kinder) und es bildet sich

eine Schere zwischen Frauen und Männern. Die Einstellungen sind zwar abhängig von Wohnort (Stadt oder Land, alte oder neue Länder) und ethnischem Hintergrund (z.B.: ausländische Jungen wollen mehr Kinder, sind aber konservativer im Geschlechterverhältnis), – aber als Gesamtbild ergibt sich, dass die jungen Frauen im Alter etwa zwischen 17 und Anfang 20 eine deutliche Verschiebung hin zur Familienorientierung zeigen, die sich bei den jungen Männern nicht findet (vgl. z.B. die Ergebnisse der letzten Shell-Studien).

(3) Auch in Bezug auf sexuelle Selbstbilder und Aktivitäten lassen sich in den letzten Jahren aufgrund der gesellschaftlichen Veränderungen, der Wünsche und gegenseitigen Erwartungen einerseits eine Reihe deutlicher Veränderungen feststellen, doch sind auch hier einige zentrale Aspekte nahezu unverändert geblieben. So zeigen etwa die jüngeren Studien über Jugendsexualität, dass Jungen nichtsexuelle körperliche Nähe zu anderen signifikant stärker ablehnen als Mädchen, die ihrerseits nichtkoitale sexuelle (und genitale) Aktivitäten deutlich lustvoller empfinden als Jungen. Und auch heute würden mehr Jungen gerne wissen, wie sie ihrer Partnerin ihre Gefühle zeigen können, und mehr Mädchen gerne wissen, wie man »die eigenen sexuellen Wünsche anspricht« (Plies u.a. 1999: 46). Wie sehr die Darstellung, Empfindung und Bewertung eigener Erfahrungen von gesellschaftlichen Erwartungen beeinflusst wird, lässt sich übrigens sehr gut an einem kleinen Beispiel zeigen: In Interviews zum sexuellen Erleben äußerten sich von den (von ihrem ersten Koitus insgesamt eher wenig begeisterten) jungen Frauen ausschließlich diejenigen klar positiv, die von einem Mann befragt wurden. Nach Ansicht der AutorInnen hatten sie also das ausgedrückt, »was Männer (generell) nach Ansicht dieser jungen Frauen hören wollen« (Schmidt/Schetsche 1998: 152).

Auf den ersten Blick scheint es nun durchaus plausibel, persistente stereotype Selbstauffassungen als Effekte eines kulturellen Gedächtnisses der Gesellschaft aufzufassen, allerdings reicht das nicht aus, um zu erklären, warum die Jugendlichen zumindest auf der Ebene der Inszenierung und Ästhetisierung offenkundig ständig bemüht sind, geschlechtstypisierende Unterscheidungen herbeizuführen, zu konstruieren und durch Alltagstheorien abzusichern.

Die Verhaltenstypisierungen als Habitus zu fassen, wird der Sachlage ebenso wenig ausreichend gerecht. Mit dem Habitus-Konzept würde man zwar der Verknüpfung der gesellschaftlichen Existenz mit der körperlichen stärker Rechnung tragen, etwa indem man argumentiert, dass sich Typisierungen der Selbst- und Weltwahrnehmung in den Körper »einschreiben« und dort selbstmächtige Spuren und Grenzen hinterlassen. Aber auch diese Auffassung geht letztlich von der (undiskutierten) Prämisse aus, dass Geschlecht etwas den Individuen von außen Zustoßendes, Zugefügtes sei, was sich (auch wenn es gewissermaßen nach innen »ausstrahlt«) doch von seinem Außen her bestimmt und auch verändern ließe.

Dem muss von mehreren Seiten widersprochen werden: Von Seiten des Individuums vor allem deshalb, weil die Verbindung von Geschlecht, Geschlechtlichkeit und Sexualität mit ihren Beunruhigungen und ihrer Dramatik, die ja gerade Jugendliche umtreibt, in ihrer Bedeutung völlig unterschätzt wird; und von Seiten der gesellschaftlichen Ordnung vor allem deshalb, weil die Funktion der Geschlechterordnung und ihr »Sinn« darin unterschätzt werden.

Wenn man allerdings die Funktion bzw. die Bedeutung von Geschlecht anders in den Blick nimmt und verortet, lässt sich die Perspektive mit Gewinn weiter öffnen.

Meiner Ansicht nach (hier sehr verkürzt angedeutet) hat Geschlecht, systematisch betrachtet, zumindest drei wesentliche Funktionen: Erstens dokumentiert es die Nicht-Vollständigkeit menschlicher Existenz und repräsentiert insofern ihre Nicht-Abschließbarkeit, und damit eine konstitutionelle Öffnung zum Anderen hin (eine grundsätzliche Überlegung, die ich hier nicht weiter verfolgen kann; vgl. z.B. Rendtorff 2006, Kap. 4; dies. 1998, Kap. 4–6).

Zweitens dokumentiert das Geschlecht des Menschen, manifestiert im geschlechtlichen Körper, seine Angewiesenheit auf den Anderen wie auch seine fundamentale Getrenntheit, das heißt: in der Tatsache des Geborensens sind sowohl die notwendige Existenz von Vater und Mutter angezeigt, als auch, dass das Kind als Drittes mehr ist als die Konjunktion dieser beiden, die von einander wie auch vom Kind als Drittem unaufhebbar verschieden sind. Insofern repräsentiert Geschlecht auch das Begehren und seine Unstillbarkeit, verweist aber als Hinweis auf die geschlechtliche Herkunft im Geborensen mit dem Beginn des Lebens auch notwendig auf sein Ende, auf die Sterblichkeit und Endlichkeit menschlichen Lebens.

Drittens ist Geschlechtlichkeit, hier vor allem die Sexualität und das Genitale im engeren Sinne, eine Konjunktion von Begehren, Sehnsucht, Rausch und Auflösung – nicht ohne Grund nennt Freud den Orgasmus einen »kleinen Tod« – und ist auch deshalb eine außerordentlich beunruhigende Angelegenheit. Alle Gesellschaften regeln deshalb den Umgang mit der Sexualität (wenn auch sehr unterschiedlich) und binden ihn in ihre Ordnungen ein, so dass man die Geschlechterordnung als eine Bewältigungsform auffassen kann, die auf diese basalen, beunruhigenden Aspekte antwortet. Ich denke sogar, dass die Tatsache des Geschlechts, der Geschlechtlichkeit, eine solche Ordnung geradezu »aufruft« und damit ein Fundament, eine Stütze der gesellschaftlichen Struktur und der individuellen psychischen Identitäten herstellt. Das Charakteristische an dieser Bewältigungsstrategie ist dabei, dass sie das schwer erträgliche Komplexe spaltet und binär aufteilt – in unserer Kulturtradition in die kreatürliche Gebundenheit (als weibliche) und deren Überwindung (als männliche Kennzeichnung). Das hat zur Folge, dass das Weibliche als »Zu-Überwindendes« den Diskurs fundiert und die gesellschaftliche Ordnung stützt (und eben

keineswegs daraus verschwinden soll, wie die ältere feministische Literatur vermutet hatte).

Wenden wir uns jetzt dem geschlechtlichen Körper selber zu. Die Trieborganisation in der kindlichen Entwicklungsgeschichte erfolgt entlang der Körperöffnungen: Augen und Lidspalte, Ohren, Mund und Lippen, Anus und Genitalien (daher die so genannte oralen, analen und die genitalen Phasen der Entwicklung), sie organisiert sich um Innen und Außen, Hinein und Heraus, und sie verbindet diese. Mit Lacan können wir präzisieren, dass sich an den Rändern der Körperöffnungen Sinn und Bedeutung konstituieren – also an den hochsensiblen und stark besetzten Zonen des Übergangs zwischen Außen und Innen, die am intensivsten mit dem Herein und Heraus befasst sind und dieses in gewissem Maße regeln oder beherrschen können (und damit auch den Bezug zum Anderen und zur Welt). Deshalb bilden Riechen, Schmecken, Sehen, Hören und Spüren einen »leidenschaftlichen Erkenntniszusammenhang« (Mertens 1994: 57). So müsste auch von hier aus zumindest als These diskutiert werden, inwieweit die unterschiedliche Beschaffenheit der Körper und ihre »Verwendung« im Sexualakt für die Entwicklung der sexuellen und der sozialen (Selbst-)Bilder eine Rolle spielt.

Die eben erwähnte, bei uns etablierte kulturtypische Spaltung verortet nun, wie gesehen, die Unbeherrschbarkeit von Zeugung, Tod und Sexualität auf der Seite des Weiblichen, betont hier den Bezug zum Kreatürlichen, zu Körper, Bindung, Wärme, Nähe – und anerkennt damit das letztlich immer Unplanbare von Körpern und Beziehungen. Auf der Seite des Mannes finden wir als Stereotype vor allem die Abgetrenntheit, Eigenständigkeit, folglich auch Vernunft und Entschlusskraft, also: Steuerungsfähigkeit und die Möglichkeit der Überwindung von Grenzen. Das führt dazu, dass die Unbeherrschbarkeit des Genitales aus der Wahrnehmung des männlichen sexuellen Körpers weitgehend ausgeblendet wird. Auch Skrotum und Hoden sind im Vergleich zum Penis eher schwach repräsentiert, um die mit diesen verbundenen beängstigenden Wahrnehmungen von Weichheit und Verletzlichkeit abzuwehren, was selbstverständlich auch die phallische Besetzung des Penis tangiert und seine Schlaffheit als bedrohlich und unmännlich erscheinen lässt (vgl. Moré 197: 329. Angela Moré erwähnt hier denn auch, dass Vorhautbeschneidungen in verschiedenen traditionellen Kulturen explizit mit der Entfernung von etwas Weiblichem am männlichen Körper assoziiert werden.)

Dagegen sind wir es gewohnt, den weiblichen Körper als Ort von allerlei schwächenden und gefährdenden Eigenschaften zu sehen – das zeigt sich angefangen von der Medikalisierung der Schwangerschaft und der Menopause bis zu dem Teil infantilisierenden Vorstellungen weiblicher körperlicher Schwäche insgesamt. Auch den Frauen zugeschriebene Eigenschaften wie Unzuverlässigkeit, Schwatzhaftigkeit oder Wankelmut gehören zu dem Bild von Unbeherrschbarkeit und Unabgrenzbarkeit.

Die kulturelle Repräsentation des männlichen Genitales ist also konzentriert und reduziert auf Abgegrenztheit, auch Überlegenheit und Aktivität, während die anderen Aspekte völlig verleugnet werden, oder wesentlich als misslingende Kehrseite auftauchen: Es gibt Aufrichtung, aber nicht Erschlaffen; es gibt Festigkeit, aber nicht Weichheit; es gibt Penetration, aber nicht Aufnehmen; es gibt Drängen, aber nicht Hingabe usw.

Entsprechend steht beim weiblichen Genitale das Aufnehmen im Zentrum der kulturellen Repräsentation – sowohl in der mütterlichen Dimension als Beherbergung von Babys, als auch in der weiblich-sexuellen als Umschließen des Penis. (Es muss übrigens keinen Protest auslösen, dass hier als Bild nur der heterosexuelle Koitus verwendet wird. Es geht hierbei ja nicht um den Liebes-, sondern um den Zeugungsakt, denn nur dieser taucht symbolisch auf, nicht aber Lust und Befriedigung.) Diese Konzentration auf das Aufnehmen und auf Bezogenheit blendet einerseits die aktiven Aspekte der weiblichen Sexualität aus (statt als Aufnehmen könnte sich z.B. der Akt auch als aktives »Überstülpen« oder »Einsaugen« darstellen), vor allem aber trägt sie dazu bei, dass Vulva und Klitoris gegenüber der Vagina zurücktreten. So wird der Penis des Mannes zu einem »siegreichen« Organ, die Vagina aber zu einem Eingang; zu einem »Loch« in doppelter Bedeutung: als Ein- oder Zugang (»Introitus«) und als Zeichen der Abwesenheit (des Penis), eines Fehlens.

Anhand dieser Interpretationen des weiblichen Körpers lässt sich von hier aus also recht plausibel nachvollziehen, warum die jugendtypischen Probleme und Auffälligkeiten heranwachsender Mädchen mit Individuation und Autonomie, mit Scham- und Schuldgefühlen usw. zu tun haben, während die Abwehrformen der Jungen und männlichen Heranwachsenden sich auf die Stärkung der Körperoberfläche konzentrieren – und zwar weniger, um geschlechtstypischen Stereotypen und Erwartungen zu entsprechen, als viel eher aus Schwäche- und Verletzungsangst. Die »klassische« Aufgabe der jugendlichen Peergroups, Schutz und Unterstützung bei der Ablösung von den Eltern zu bieten, hat sich heute durch die Vorverlagerung der soziokulturellen Mündigkeit (also z.B. der eigenständigen Teilhabe an Konsum, Sexualität, Freizügigkeit, Freizeit), die tendenzielle Zurückverlagerung der Übernahme einer endgültigen Erwachsenenposition und die insgesamt breit gestreute Abfolge von Teilschritten/Teilübergängen in partielle Erwachsenenpositionen vermutlich verschoben hin zu einer allgemeineren Orientierungshilfe bei der Errichtung einer neuen bedeutungstiftenden Struktur, in der sich die Erfahrungen der Vergangenheit, die Hoffnungen und Wünsche der Zukunft verknüpfen und ein eigenes Bild von Generation mit einem eigenen Selbstgefühl emergieren lassen. Innerhalb der Gruppen haben als Formen der geschlechtlichen Inszenierung neben den auf den ersten Blick erkennbaren Selbstinszenierungen des Körpers und des Miteinanders vor allem Rivalität und Streit eine erotisierende, bindende Funktion – und mir scheint, dass die ständigen Missverständnisse und Verletztheiten, das »schlecht

Reden und Intrigieren von Mädchen der Einübung spezieller Sozialformen dienen und dienen sollen, die eben auch organisiert sind um das vorne schon gesehene Problem der Autonomie und Individuation, der Scham/Beschämung und des Vertrauens (etwa in Form eines Mangels an Rivalität und einer Selbstpositionierung durch intimes Wissen über andere), während die Jungen ihre Sozialformen mit Gerangel, Sich-Überbieten, Sich-Messen usw. einzuüben versuchen, also auch hierher mit Betonung auf Überwindung, Unterscheidung und Getrenntsein. Die Problematik der körperlichen Inszenierung von Jugendlichen und der geschlechtstypischen Selbstbilder, die im Wege dieser Inszenierungen ausgedrückt und retroaktiv, reifizierend gefestigt werden, hat ganz offensichtlich mit den Interpretationen des geschlechtlichen Körpers zu tun – dass diese dann gewissermaßen selbsttätig die Orientierungen der Jugendlichen beeinflussen, liegt auf der Hand.

Schon von hier aus ist jedenfalls klar ersichtlich, dass die Argumentationsebene der Gleichheit, Gerechtigkeit und Machtverteilung zwischen den Geschlechtern nur begrenzt zum Verständnis dieser Strukturen beitragen kann.

Denn die jungen Mädchen geraten doch in eine hochambivalente Situation: Für ihren zeitgemäßen Lebensentwurf als selbständige, attraktive und unabhängige Person müssen sie auf eine Doppelorientierung setzen, die der vorne skizzierten kulturtypischen Interpretation des weiblichen Körpers ebenso gerecht wird wie dem von einer funktional differenzierten Gesellschaft erhobenen Anspruch auf Beteiligung an der Erwerbsarbeit (und dem Angebot der Teilhabe daran) – eine Doppelorientierung, die sich bei wachsender Lebenserfahrung als kompliziert, vielleicht sogar als unrealistisch erweist. Um an Selbstbild und Lebensentwurf festzuhalten, wird das »Mehr«, das für die familiäre Seite benötigt wird, gewissermaßen heimlich und mit Unterstützung anderer Frauen (Großmütter, Kinderfrauen, Putzhilfen) geplant und bewerkstelligt – diese bleibt also (ganz im Gegensatz zum eigentlichen Lebensentwurf der jungen Frauen und zu dem, was als zeitgemäß gilt) mehr denn je ein weiblicher Bereich. Wegen dieser Heimlichkeit verliert er sogar noch an Wertschätzung und darüber hinaus sind die Frauen in diesem Bereich nicht kollektivierbar (und damit schwer politisierbar) und erleben ihr absehbares Scheitern als privates Versagen. Die jungen Männer dagegen sind damit konfrontiert, dass die Mädchen alles das auch für sich beanspruchen, was früher männlich war (materielle Versorgung, Haushaltsvorstand, selbstbestimmte Sexualität usw.) und den weiblichen Bereich außerdem noch abdecken, so dass sie vor die Frage gestellt sind, was denn heutzutage eigentlich noch »männlich« ist.

Wenn wir allerdings die vorne skizzierte Überlegungen ernst nehmen, dürfen die Inszenierungen von Männlichkeit und Weiblichkeit bei Jugendlichen nicht einfach als ein Zeichen mangelnder Emanzipation von traditionellen Geschlechterbildern aufgefasst werden, sondern als Ausdruck einer Geschlechterordnung, die für die Einzelnen wie für die gesellschaftliche Ordnung eine bestimmte Funktion zu erfül-

len hat: nämlich die erwähnte kulturtypische Spaltung in den Körpern der Individuen zu verankern. In der Geschlechterordnung einer Gesellschaft (und alle Gemeinschaften und Gesellschaften haben Geschlechterordnungen!) ist ihre Konfrontation mit dem zentralen Thema »Angst voreinander – Angewiesensein aufeinander« oder »die Verstrickung mit dem Anderen in seiner Unerreichbarkeit« gewissermaßen verdichtet angezeigt (hier ergibt sich dann eine Verbindung zwischen rassistischen und sexistischen Diskursen und Strategien und zwar mit Parallelen und mit grundsätzlichen Unterschieden – das müsste bei Gelegenheit gesondert erörtert werden). Eine Geschlechterordnung wäre von hier aus betrachtet viel mehr und etwas ganz anderes als ein Verteilungsmodus, sondern eher als ein Prozess der Sexuierung aufzufassen – und Verteilungsweisen (Verfüugungsmacht, Bildungsteilhabe usw.) wären folglich Effekte zweiter Ordnung einer anderen, vorausgehenden Problematik. Daraus folgt auch, dass es immer eine Geschlechterordnung geben wird, dass also Strategien der Unkenntlichmachung und Angleichung der Geschlechter notwendig fehlen werden – und dass man sich also sehr viel sinnvoller mit den Formen und der Ausgestaltung der Geschlechterordnung und den Strategien zu ihrer Veränderung befassen sollte als mit Phantasien über ihr Verschwinden. Auch die Vorstellung, dass es sich bei den anfangs beschriebenen vorfindlichen Geschlechtsstereotypen um fortbestehende »Reste« handele, die man mit entsprechenden Maßnahmen zum Verschwinden bringen könne, greift von hier aus betrachtet viel zu kurz. Das »Fortbestehen« erweist sich nämlich viel eher als ein aktives Aufrechterhalten, in dem sich das grundsätzliche (heimliche) Bemühen um den Erhalt der Geschlechterordnung zeigt – und zwar in dem (unbewussten) Wissen, dass diese als Stütze der gesellschaftlichen und symbolischen Ordnung fungiert und zwar verändert, nicht aber einfach aufgegeben werden kann, sofern sie die Aufgabe zu erfüllen hat, die Jugendlichen ihrer Geschlechtlichkeit zu versichern und sie sich in ihrem Geschlecht aufgehoben fühlen zu lassen. Die Unbegriffenheit und Heimlichkeit dieser »Aufgabe« führt aber gerade dazu, dass die Grundlagen der Geschlechterordnung für die Heranwachsenden nicht mehr als historisch-kulturelle Interpretationsfigur erkennbar werden und die oberflächlichen Angleichungen (die mit substantiellen Veränderungen verwechselt werden) diese Grundlagen nicht tangieren. Wenn das grundsätzliche Bemühen um den Erhalt einer Geschlechterordnung nicht akzeptiert wird, sondern unterschätzt oder einfach nur diskriminiert, wird das viel eher zu konservierenden oder rigidisierenden Antworten führen. Auch deshalb ist der Gleichheitsdiskurs keine allein Erfolg versprechende politische Strategie, wenn nicht zugleich die symbolische Ebene mit ihren Spaltungen, Vereindeutigungen und Zuordnungen und den Bedeutungen des Geschlechtlichen mit affiziert wird. Mit den Verschiebungen innerhalb der Geschlechterordnung kommen massive Friktionen auf uns zu – und ich fürchte, dass wir noch nicht über das passende theoretische Handwerkszeug verfügen, um diese zu begreifen.

Literatur

- Bilden, Helga/Dausien, Bettina (Hg.) (2006), *Sozialisation und Geschlecht: theoretische und methodologische Aspekte*, Opladen.
- Breitenbach, Eva (2000), *Mädchenfreundschaften in der Adoleszenz: eine fallrekonstruktive Untersuchung von Gleichaltrigengruppen*, Opladen.
- King, Vera (2002), *Die Entstehung des Neuen in der Adoleszenz: Individuation, Generativität und Geschlecht in modernisierten Gesellschaften*, Opladen.
- Kluge, Norbert (1998), *Sexualverhalten Jugendlicher heute*, Weinheim.
- Mertens, Wolfgang (1994), *Entwicklung der Psychosexualität und Geschlechtsidentität*, Bd. 1, Stuttgart.
- Moré, Angela (1997), »Die Bedeutung der Genitalien in der Entwicklung von (Körper)Selbstbild und Wirklichkeitssinn«, *Forum der Psychoanalyse*, Jg. 13, S. 313–337.
- Neubauer, Georg (2002), »Kindheit, Jugend und Sexualität«, in: Krüger, Hermann/Grunert, Cathleen (Hg.) (2002), *Handbuch Kindheits- und Jugendforschung*, Opladen, S. 865–878.
- Ostendorf, Helga (2001), »Die Struktur des Berufsbildungssystems und die Ausbildung von Mädchen«, in: Geißel, Brigitte/Seemann, Birgit (Hg.), *Bildungspolitik und Geschlecht*, Opladen, S. 67–100.
- Plies, Kerstin u.a. (1999), *Zwischen Lust und Frust. Jugendsexualität in den 90er Jahren. Ergebnisse einer repräsentativen Studie in Ost- und Westdeutschland*, Opladen.
- Renttorff, Barbara (1998), *Geschlecht und différence. Die Sexuierung des Wissens. Eine Einführung*, Königstein.
- Renttorff, Barbara (2000a), »Beziehungskonflikte – typisch weibliche und männliche Strategien«, in: Frankfurter Frauenschule (Hg.), *Materialienband – Facetten feministischer Theoriebildung*, Bd. 24, Königstein, S. 45–60.
- Renttorff, Barbara (2000b), »Geschlecht und Subjekt«, in: Lemmermöhle, Doris u.a. (Hg.), *Lesarten des Geschlechts*, Opladen, S. 49–63.
- Renttorff, Barbara (2002), »Der Körper und seine Bedeutungen«, in: Breitenbach, Eva u.a. (Hg.), *Geschlechterforschung als Kritik. Festschrift für Carol Hagemann-White*, Bielefeld, S. 49–63.
- Renttorff, Barbara (2003), *Kindheit, Jugend und Geschlecht*, Weinheim.
- Renttorff, Barbara (2006), *Erziehung und Geschlecht*, Stuttgart.
- Schmidt, Gunter (1993) (Hg.), *Jugendsexualität*, Stuttgart.
- Schmidt, Renate-Berenike/Schetsche, Michael (1998), *Jugendsexualität und Schulalltag*, Opladen.
- Shell Deutschland (Hg.) (2000), *Jugend 2000, 13. Shell-Jugendstudie*, Bd. 1, Opladen.
- Shell Deutschland (Hg.) (2006), *Jugend 2006, Eine pragmatische Generation unter Druck*, Frankfurt a.M.